

I. 252.

Werner Glaubrecht

Müllheim

Vor und nach dem Kriegsende 1945 in Müllheim

*Er wird im März 1944 in **Müllheim** konfirmiert. Dann Schulentlassung, Mitschüler verbrennen Schulhefte, werden vom Schulleiter verprügelt. Am 26.3.44 Aufnahme in die HJ: Motor-HJ und Feuerwehr-HJ. Seine Erinnerungen als Feuerwehrjunge decken sich mit anderen Erinnerungen von HJ aus Müllheim. Wird bei der Motor-HJ von einem Unterführer schikaniert, bis ein Soldat eingreift. Geht in Freiburg auf die Fotografenfachschule, stammt aus einem Fotogeschäft. Auch er muss zum Schanzen. Dann wird ein großes 15-cm-Geschütz beim Schützenhaus aufgestellt. Es schießt ins Elsass, dort wird zurück geschossen – und es gibt Tote und große Schäden. Dann an Ostern 1945 Wehrtüchtigungslager nach Sulzburg. Dort muss sich der gesamt Jahrgang 1929 „freiwillig zur Waffen-SS“ melden. Am 14.4.45 Stellungsbefehl nach Bernau. Er wird krank, Arzt schreibt ihn krank, er kann in Müllheim bleiben. Am 22.4. kommen die Franzosen. Deutsche Artillerie schießt von Feldberg aus in die Stadt, Tote, aber nicht unter den Franzosen. Dem Befehl, alle Kameras abzuliefern, folgen sie nicht – und fotografieren später massenhaft französische Soldaten.*

Meine Kriegserlebnisse 1944 – 1945

Vorwort

Am 22. April 2005 jährte sich der Einzug der Franzosen in Müllheim zum 60. Mal.

Für viele Müllheimer Bürger bedeutete dieser Tag Befreiung vom unseligen

„Dritten Reich“ und eine Waffenruhe. Der 8. Mai 1945 brachte für alle Deutschen den Waffenstillstand und die endgültige Befreiung. Aus diesem Anlass rief die Redaktion der „Badischen Zeitung“ auf, Berichte und Erinnerungen an diese bewegte Zeit nieder zu schreiben.

Ich begann damit sofort, meine Jugenderinnerungen aus der Kriegszeit 1944 – 1945 aufzuzeichnen.

Dieser Bericht liegt nunmehr vor und soll meinen Kindern und Enkel zur Erinnerung gewidmet sein.

Werner Glaubrecht

Konfirmation

Am Sonntag den 5. März 1944 wurde ich von Pfarrer Meyer aus Niedereggenen in der Evangelischen Stadtkirche konfirmiert. Da das evangelische Gemeindehaus in der Hauptstraße von der Wehrmacht besetzt war, trafen wir uns um 9 Uhr im Gemeindehaus des „Augsburger Bekenntnisses“ in der unteren Werderstraße zum gemeinsamen Einzug in die Stadtkirche. In der vergangenen Nacht

schneite es so stark, dass wir eine Schneedecke von über 5 cm vorfanden. Vor der Kirche wurden am Samstag links und rechts vor dem Kirchenportal wunderschöne Tannen, etwa jede etwa zwei Meter hoch, aufgestellt. Auch ein großer Kranz wurde über dem Portal angebracht.

Als wir die Kirche erreichten, kam es uns vor, als gingen wir zu einem Weihnachtsfest. Wir waren etwa 80 Kinder. Vor dem Altar waren Stühle aufgestellt, auf denen wir Platz nahmen. Als Erstes begann unser Pfarrer mit der Konfirmandenprüfung. Sie dauerte etwa 30 bis 40 Minuten. Anschließend erfolgte die Einsegnung und am Schluss wurde das Abendmahl gefeiert.

Nach über drei Stunden war das große Fest in der Kirche beendet. Zu Hause erwartete uns ein sehr gutes Festessen. Unser Onkel Eugen Schmidt, der Koch war, hatte alles vorbereitet. Serviert wurde Lummelbraten, verschiedene Gemüse mit Kartoffeln. Als Dessert gab es Biskuit-Kuchen mit Weinsoße. Um 16 Uhr gab es Kaffee und Kuchen jeglicher Art und gegen 19 Uhr ein prima Abendessen: überbackenes Hühnerfrikassee auf flachen Muscheln serviert mit vielem Zutaten. Den Wein für alle Malzeiten hat mein Vater bei seinem Schulkamerad Fritz Blankenhorn in Schliengen besorgt. Dieses wundervolle Fest ist gerade noch zur richtigen Zeit sehr friedvoll verlaufen - sechs Monate später begann die große Katastrophe.

Mein letzter Schulausflug

In der Woche vor der Schulentlassung, fragte uns Lehrer Feßenbecker, wohin wir unseren letzten Kassenausflug machen könnten. Ich schlug der Klasse vor, einen Ausflug zur Burg „Rötteln“ zu unternehmen. Lehrer Feßenbecker ging sofort auf meinen Vorschlag ein. So fuhren wir an einem Wochentag vor der Entlassung mit dem Zug nach Haltingen. Es war ein trüber und ungemütlicher Tag. Vom Bahnhof Haltingen aus wanderten wir auf den Tüllinger Berg, wo ein Kinderheim war. Wir besichtigten das Heim und liefen nach einer Stunde weiter zur Burg „ Rötteln “.

Als wir im Burghof ankamen, mussten wir vor der Wirtschaft einige Minuten warten, bis Lehrer Feßenbecker den Schlüssel zum Turm besorgt hatte. Nach der Rückkehr erklärte er uns, dass nur zehn Kinder auf den Turm steigen dürften, während die anderen Kinder unten warten müssten, bis die erste Gruppe wieder zurück ist.

Die Sache sollte aber anders laufen: Lehrer Feßenbecker übergab mir den Schlüssel zum Turm, ich hatte für einen reibungslosen Ablauf zu sorgen. Werner Hartnegg sagte zu mir: „Glaubi, gib den Schlüssel her, wir gehen hoch“ , und nahm mir den Schlüssel ab. Daraufhin rannten wir mit weiteren etwa achtzehn Klassenkameraden die Turmtreppe hoch, die ziemlich alt und wacklig war. Aber wir kamen oben gut an. Ein fürchterlicher Wind tobte auf dem Turm und wir konnten kaum ein Wort untereinander verstehen.

Wir schauten hinunter auf den Burghof. Feßenbecker stand unten mit den anderen Schülern und brüllte hinauf: „Kommt sofort herunter.“ Wir aber glaubten, er macht mit uns nur Spaß, und wir winkten

hinunter mit den Worten „juhu, juhu“. Aber sein Gebrüll wurde immer lauter, und wir konnten trotz starkem Wind ahnen, was uns blühen wird. Wir gingen den Turm hinab, und als wir unten ankamen, war der Teufel los. Er packte den ersten Jungen, den er zu fassen bekam und schlug diesen „windelweich“. Daraufhin schnappte er den nächsten Bub, dem es genau so ging und so weiter. Aber nach dem fünften Schüler war der „Feßi“ oder „Gandhi“, wie wir ihn nannten, völlig am Ende seiner Kräfte. Dass er mich nicht verprügelt hatte, obwohl ich den Schlüssel rausgerückt hatte, war für mich ein Wunder. Danach durften wir in der Wirtschaft etwas zum Trinken kaufen und traten anschließend den Heimweg an.

Verbrannte Schulhefte

Am Samstag, den 25. März 1944 fand vor dem Schulgebäude die Schulentlassungsfeier statt. Die beiden Schulklassen A & B, zusammen etwa 80 Schüler, mussten vor dem Schulgebäude antreten. Schulleiter Fritz Feßenbecker hielt die Abschlussrede und anschließend wurde die Hakenkreuzflagge eingeholt. Währenddessen sangen wir die üblichen Lieder: „Die Fahne hoch“ und das „Deutschlandlied“. Danach war die offizielle Entlassung erledigt. Nun gab es aber noch ein Nachspiel. Acht Jahre lang ging ich grundsätzlich nach dem Schulunterricht nach Hause. Meine Eltern warteten täglich auf mich, denn um 13 Uhr gab es bei uns das Mittagessen. Deshalb habe ich selbst von dem Nachspiel nichts mit bekommen.

Meine Schulkameraden erzählten mir am anderen Tag folgende Begebenheit: Gleich nach der Entlassungsfeier, trafen sich einige Schulkameraden auf dem Schulhof. Sie verbrannten alle ihre Schulhefte auf dem Hof und wollten damit den Schulschluss feiern. Das Dumme an dieser Verbrennung war aber, dass Schulleiter Fritz Feßenbecker zu dieser Vorstellung kam. Er suchte alle nicht verbrannten Schulhefte aus dem Feuer, und so konnte er feststellen, wer an dieser Verbrennungsaktion teilnahm. Einen nach dem anderen schlug er mit einem Stock auf dem Schulhof windelweich. Und die dummen Kerle blieben auch noch stehen, um auf die Prügel zu warten. Wären die Kerle abgehauen, so wären sie der Prügelstrafe entkommen. Gegen Dummheit wächst eben kein Kraut, und ich hatte mich über diese Aktion halb totgelacht.

Verpflichtung der Jugend

Einen Tag später am Sonntag, den 26. März 1944 fand in der Festhalle (heute Martinskirche) die „Verpflichtung der Jugend“ statt. Punkt 9 Uhr mussten wir 14-jährigen Hitlerjungen im Hofe der Kreisleitung antreten. Dabei waren auch alle NS - Formationen, die in Müllheim stationiert waren, mit angetreten. Wir marschierten durch die ganze Werderstraße und Wilhelmstraße in die geschmückte Festhalle. Alle Parteifunktionäre und Obernazis versammelten sich in der Festhalle. Eine Hitlerbüste wurde in der Mitte vor der Bühne aufgestellt. Es wurden viele Nazi-Lieder gesungen, wie „Nur der Freiheit gehört unser Leben“ - um eines zu nennen. Dann wurde viel geredet und anschließend mussten wir „Pflichtigen“, also der Jahrgang 1929/30, vor der Bühne antreten. Danach wurden wir einzeln per Handschlag von Ortsgruppenleiter Hermann Ruprecht verpflichtet. Welch ein Affentheater,

von dem nach dem Krieg niemand mehr etwas wissen wollte. Wir alle bekamen an dieser Feier ein kleines blaues Heftchen, wo man den Sinn und Zweck nachlesen konnte. Ich habe es noch in meinem Archiv aufbewahrt.

Am Montag, den 3. April 1944 begann ich die Ausbildung bei meinem Vater. Ich wollte unbedingt Fotograf werden und habe diese Entscheidung in meinem ganzen Leben nie bereut. Am Sonntag, den 23. April 1944 wurde ich vom Jungvolk abgelöst und in die Hitlerjugend eingegliedert. Ich wählte gleich die Motor-Hitlerjugend. Gleichzeitig trat ich auch in die Feuerwehr-Hitlerjugend ein. Diese Entscheidung war wohl in meiner Jugendzeit das Beste, was ich machen konnte. Bei der Motor-HJ hatten wir einen vorbildlichen HJ-Führer, bei dem wir viel gelernt haben. Es war Herrmann Strohmeier. Es gab nie ein böses Wort oder eine Anschauerei.

Die Fahne nicht begrüßt

An einem Samstag im Mai 1944 sagte meine Mutter zur mir: „Hier ist die Tasche, Geld und die Brotkarte, gehe zum Bäcker Hermann und kaufe ein Laib Brot für 65 Pfennige“. Der Bäcker Hermann war dort, wo sich heute die Bäckerei Kirschner befindet. Der Einkauf war schnell erledigt. Als ich die Bäckerei verließ, sah ich schon von weitem, dass das gesamte Jungvolk, genannt „Fähnlein 7“, mit Marschmusik die Wilhelmstraße heruntermarschierte. Ich ging über die Straße zum Evangelischen Pfarramt und wartete auf die Parade.

Zuerst kam der Fanfarenzug mit den hohen Trommeln und den langen Fanfaren. Sie spielten „Preußens Gloria“. Danach folgte der Spielmannzug, der in diesem Moment nicht spielte. Gleich mit drei Metern Abstand weitere drei Mann, in deren Mitte der Fahnenträger des „Fähnlein 7“ marschierte. In kurzer Distanz folgte der Fähnleinführer Hansjörg Kramer. Ihm folgten die drei Jungzüge - eine beeindruckende Parade.

Kramer sah sofort, dass ich die linke Hand in der Hosentasche hatte und in der rechten die Einkaufstasche. Dass ich die Fahne nicht grüßte, hatte er natürlich auch gesehen. Er rannte aus der Parade auf mich zu und ließ mich stillstehen. „Glaubrecht, wieso hast Du die Fahne nicht begrüßt.“ Ich erklärte ihm, dass ich in der Hitlerjugend sei und die Fahne des Jungvolkes wohl nicht mehr grüßen müsste. Er brüllte mich an: „Das wird Folgen haben.“ Das Schlimmste war aber: Ich habe dem Kramer die Schau vermässelt. Seine Eltern standen vor der Haustüre und wollten den Vorbeimarsch ihres Sohnes mit Stolz ansehen. Aber der Hansjörg war mit mir beschäftigt gewesen.

Danach rannte ich an den Jungzügen vorbei und sang das „Deutschlandlied“. Und das hat er auch gehört - nun war das Maß voll. Nach vier Tagen bekam ich einen Brief vom Jugendrichter Bertold Allgeier, der Assessor im Landratsamt war. Bevor aber der Brief bei meiner Mutter ankam, erzählte mein Onkel Hans, der ebenfalls im Landratsamt beschäftigt war, dass Assessor Allgeier mich wegen einer „Lappalie“ vorladen muss.

Mein Onkel war ganz außer sich, dass mir so etwas passieren muss. So ging ich also zum entsprechenden Termin zum Assessor Allgeier. Er hat mich freundlich begrüßt und sagte mir: „Du bist doch der freundlichste Bub in der Hebelstraße, wieso hast Du die Fahne des ‚Fähnlein 7‘ nicht begrüßt?“ Ich erklärte ihm meinen Standpunkt. Worauf er erwiderte: „Werner, das geht nicht, Du musst die Fahne des Führers, egal welcher Formation, immer grüßen.“ Zum Abschluss erklärte er mir: „Mit einer kleinen Strafe musst du rechnen.“

Schon nach drei Tagen kam der Brief an meine Mutter. Mein Vater war sehr krank und durfte von dem ganzen Affentheater nichts erfahren, das hätte ihn zu sehr aufgeregt. Meine Mutter öffnete den Brief in Gegenwart von Onkel Hans und mir, und las uns den Inhalt vor. Meine Strafe war vierzehn Tage Uniformverbot. Dies hatte zur Folge, dass ich den Dienst ohne Uniform in der Hitlerjugend nicht mitmachen „durfte“. Wir alle haben uns halb totgelacht.

Exerzieren

An einem warmen Sommerabend war wieder einmal Exerzieren auf dem Schulhof angesagt. Wir 14-jährige Jungen wurden auf dem Platz von einem Unterführer, dessen Name ich aber nicht nennen möchte, umhergejagt und angebrüllt: „Glaubrecht, hinliegen, marsch, marsch“. Aber ich machte das Gegenteil und rannte über den halben Schulhof. Dafür musste ich zwanzig Liegestützen machen. Wieder ertönte das Kommando: „Glaubrecht, willst Du laufen?“, aber ich lag sofort am Boden. Daraufhin musste es ja schlimm kommen. Wieder musste ich 20 Liegestützen machen, wobei man mir ein offenes Fahrtenmesser unter meinen Bauch stellte. Eine Erniedrigung sondergleichen. Ein wachhabender Soldat vor der Volksschule beobachtete das Handeln meines so genannten Kameradschaftsführers. Er schrie über den Schulhof: „Wenn ihr nicht sofort mit dieser Schweinerei aufhört, mache ich Meldung.“ Diese Ermahnung an die Adresse meines Unterführers war so wirkungsvoll, dass dieser den ganzen Haufen antreten ließ, und wir marschierten zurück in den Hof der Kreisleitung.

Ich habe den ehemaligen Kameradschaftsführer erst wieder im Jahre 1949 getroffen. Er war in einem Verein, in dem wir beide Mitglieder waren. Ich lernte ihn als einen vorbildlichen Kamerad kennen. Ich stellte im Laufe der Zeit fest, dass aus ihm ein liebenswerter Mensch geworden war, der auch in der Stadtverwaltung tätig war. Bis zum heutigen Tage habe ich ihn nie an diese schlimme Zeit erinnert noch ihm Vorwürfe gemacht.

Die Front rückt näher

Am 29. August 1944 stand ich inmitten in einem unserer großen Birnbäume im Grasgarten. Plötzlich raste ein Flugzeug im Tiefflug über mich hinweg. Ich dachte ganz natürlich, das war bestimmt ein deutscher Jäger „ME 109“. Es dauerte nicht lange, da wurde ich eines Anderen belehrt.

Am Freitag, den 1. September 1944 begann wieder Unterricht in der Fotografenfachschule in Freiburg. Diese Fachschule war der Gewerbeschule I unterstellt. Wir hatten einen hervorragenden Lehrer mit dreifachem Dr.-Titel. Um 16 Uhr war der Unterricht zu Ende, und ich fuhr gegen Abend mit dem Personenzug wieder nach Hause. Etwa beim Bahnhof von Heitersheim sah ich auf einer großen Wiese zwischen Bahnlinie und Reichsstraße 3 sechs Segelflugzeuge mit vielen jungen Leuten. Ein Anblick wie im tiefsten Frieden. Als ich gegen 19 Uhr nach Hause kam, stand ich zufällig an einem unserer Erkerfenster im Atelier. Auf einmal raste ein Flugzeug über die Stadt hinweg mit schwarzen Rauchwolken. „Bum, bum, bum“, und ich wusste sofort, es war ein feindlicher Jagdbomber, der mit Bordwaffen auf irgendein Ziel schoss.

Schanzen

Am Samstag darauf, den 2. Sept. 1944 erhielt ich eine Postkarte. Es war die Einladung zum Schanzen. Am Montagmorgen um 5 Uhr war großer Treff beim Weingut Germann in der Hauptstraße. Es war noch stockfinster, als ein Lastwagen uns alle in das Elsass fuhr. Direkt an der Straße zwischen Bantzenheim und Eichwald (Chalampé) befand sich die Stelle zum Schanzen. Die Schanzarbeiten mussten vor einem kleinen lang gezogenen Wald ausgeführt werden. Die Leitung der Baustelle hatte der Müllheimer Architekt Emil Frey. Genannt der „Millimeter“. Ein Schulkamerad von mir sagte zu einem anderen Kamerad: „Diese MG-Stellung muss auf den Millimeter ausgeführt werden.“ Leider hörte unser Millimeter diese Worte und gab dem Kamerad eine kräftige Ohrfeige. Nach etwa einer Woche war die Stellung fertig gestellt. Gegen 18 Uhr war die Heimfahrt geplant. Wir mussten über eine halbe Stunde auf den Laster warten. Es war ein wundervoller spätsommerlicher Abend, und ich stand mitten auf der Straße und schaute zum Schwarzwald.

Das war ein Bild so richtig für einen angehenden Fotografen. Schloss Bürgeln leuchtete von weiter Ferne. Da kamen mir schöne Erinnerungen in den Sinn, als ich mit der ganzen Familie öfters nach Bürgeln gewandert war und schöne Stunden erlebt hatte. Nun kamen in mir große Zweifel hoch. Warum mussten wir einen solchen totalen Krieg erleben - ich konnte es einfach nicht fassen.

Der Laster kam und ich wurde aus meinem schönen Traum gerissen. Schnell waren alle Leute eingestiegen und der „Lukiluki-Mann“ (Luftbeobachter) setzte sich auf den rechten Kotflügel, um nach möglichen Luftangriffen zu sehen. Am anderen Tag wurden wir am Rhein zwischen Neuenburg und Zinken zum Schanzen eingesetzt. Da die Schützengräben beim Ausheben immer wieder zusammenbrachen, mussten starke Pfähle in den Boden gerammt werden. Hinter den Pfählen wurden dann starke Weidengeflechte (Faschinen) befestigt. Eine harte Arbeit. Ich meldete mich gleich zum Faschinen-Trupp. Wir verluden diese Faschinen auf einen Lastwagen. Der Fahrer des Fahrzeuges war der Hopfenkranz-Wirt Ludwig Fröhler. Er war ein bayrischer Landsmann, und wir hatten mit ihm eine Mordsgaudi. Nach etwa drei Wochen wurde die allgemeine Lage immer schwieriger. Die Jagdbomberangriffe mehrten sich, und auf den Straßen oder Feldern war kein Mensch mehr sicher. Die Landwirte wurden auf den Feldern sogar einzeln im Tiefangriff beschossen.

Anfang Oktober war unser Fahrzeug schwer beladen und fuhren in Richtung Baustelle. Plötzlich schrie der Luftbeobachter auf dem Fahrzeug „Flieger !!!“

Herr Fröhler fuhr sofort unter den nächsten Baum, alle sprangen vom Fahrzeug und suchten Deckung. Ich blieb mit meinem Fuß der Ladung hängen und stürzte senkrecht auf die Straße. Ein russischer Gefangener zog mich in das nächste Gebüsch, und wir kamen alle mit dem Schrecken davon. Die Tiefflieger machten keinen direkten Angriff auf uns. Vielleicht wurden wir auch nicht entdeckt. Mein linker Arm tat mir schrecklich weh, und ich konnte nicht mehr arbeiten. Noch am gleichen Abend ging ich zum Arzt, der mich für mehrere Wochen krankschrieb. Der Arzt glaubte, dass der Arm nicht gebrochen, sondern nur verstaucht sei. Das war ein Irrtum. Nach genau 50 Jahren hatte ich auf der Werderstraße einen Fahrradunfall. Mein linker Arm musste geröntgt werden, und man stellte fest, dass der Arm im Jahre 1944 gebrochen war und ohne jeden Verband tadellos geheilt war.

Kanonstellungen

Nach dem Unfall im Rheinwald arbeitete ich wieder bei meinem Vater im Geschäft. In den ersten Novembertagen arbeitete ich mit meinem Vater und den beiden Fotografen am Retuschiertisch. Da hörten wir plötzlich ein Gepolter und Gerumpel auf der Straße. Wir rannten alle an das große Erkerfenster im Atelier und sahen, dass ein großer Raupenschlepper eine große Kanone hinter sich herzog. Danach folgten zwei kleinere Kanonen. Sie fuhren durch die Hebelstraße in Richtung Vögisheim. Nach Feierabend lief ich durch die Hebelstraße und erfuhr, dass das große Geschütz unter einem Birnbaum gegenüber dem Schützenhaus aufgestellt wurde.

Die beiden 10,5 cm Kanonen wurden auf einem vorbereiteten Platz im Stadtgebiet „Pfannenstiel“ aufgestellt. Ich lief so schnell ich konnte zum Schützenhaus und besichtigte dort die Kanone. Es war eine 15 cm-Kanone, und neben der Kanone waren sechs Granaten bereitgelegt worden. Eine Granate wog 45 Kilogramm. Auf der anderen Seite der Straße, neben dem Eingangstor zum Schützenhaus, lagen etwa 20 Treibladungen, verpackt in runden orangefarbenen starken Kartonhülsen, die man an der oberen Seite durch Schraubverschluss öffnen konnte. In diesen Hülsen befanden sich schneeweiße Säcke mit den Treibladungen. Die Soldaten der Beobachtungsstelle waren in der Nähe vom Jägerdenkmal mit den Kanonieren telefonisch verbunden. Endlich kam der Schussbefehl, und die Kanone wurde geladen. Zuerst wurde die Granate in das Rohr geschoben und hinterher die Treibladung. Die Soldaten erklärten uns, dass man beim Abschuss den Mund öffnen und die Ohren zuhalten muss. Nach wenigen Minuten befahl der Unteroffizier: „Feuer!“ Mit einem gewaltigen Donnerschlag verließ die Granate das Geschützrohr und rauschte gen Westen. Gleichzeitig verließ ein großer Feuerstrahl verbunden mit einer langen weißen Rauchfahne das Geschütz. Die meisten Kinder unter 10 Jahren rannten vor Schreck nach Hause.

So ging die Schießerei tagelang weiter, und am Tor vom Schützenhaus wurden im Laufe der Tage acht getroffene Panzer aufgemalt. Eine Gruppe von Offizieren kamen zu den Kanonieren, beglückwünschten diese und zeichneten sie aus. Den älteren Männern von Müllheim gefiel die Schießerei

gar nicht. Sie sagten: „Wenn hier geschossen wird, gibt es bald ein Gegenfeuer.“ Nach wenigen Tagen war es dann auch soweit.

Unter Beschuss

Wir saßen gerade wieder schweigend an unseren Retuschiertischen, als wir aus weiter Ferne ein leises „Bumbum“ hörten, danach ein Rauschen und eine kräftige Explosion. Wir rannten auf unsere Laube und schauten nach Westen. Wir sahen über dem alten Wasserreservoir eine große Schrapnellwolke. Die Richtung zu unseren Kanonen stimmte genau, nur die Geschosse lagen zu kurz. In aller Eile wurde eingepackt, und ein Stellungswechsel in Richtung Feldberg vorgenommen.

Am Donnerstag, den 23. November 1944 erlebten wir den ersten Feindbeschuss in Müllheim. Zunächst gegen 16 Uhr wurden Häuser in der Alten Poststraße beschädigt. Meist aber nur Glasschäden. Personen wurden nicht verletzt.

Am Samstag, den 25. November 1944 kaufte Frau Frieda Vetter mit ihrer 14-jährigen Tochter Frieda Schuhe bei Fritz Bollin. Danach begleitete Herr Bollin die beiden Kundinnen vor die Ladentüre und schaute ihnen nach, wie sie die Straße überquerten. In diesem Augenblick schlug eine schwere feindliche Granate beim Hause Leinberger ein. Die beiden Frauen aus Lipburg waren sofort tot. Herr Bollin stand gerade in der Nische der Ladentüre und wurde nicht verletzt. Beim Haus Leinberger wurde die ganze Hausecke weggerissen, und das Haus von Fritz Bollin wurde beschädigt.

Feuerwehrbereitschaft

Am Donnerstag, den 30. November 1944 erhielt ich einen Befehl, dass ich im Keller des Hauses Fritz Bollin zur Feuerwehrbereitschaft notdienstverpflichtet wurde. Wir waren acht Kameraden der Feuerwehr-HJ. Alles Schulkameraden des Jahrgangs 1929. Wir wurden in einen Kellerraum geführt, in dem sich das Lederlager der Schuhmacherei befand. Natürlich roch es in diesem Raum nach Leder und Gummischuhsohlen. In einem vorderen Kellerraum waren viele Betten aufgestellt, denn die ganze Nachbarschaft ließ sich hier zur Übernachtung nieder. Die Räume waren tagsüber gut geheizt, und man konnte sie auch gut belüften. Wir acht Feuerwehrbuben hatten keine Betten, sondern ein mit Holzbrettern eingerahmtes Strohlager. Das gefiel mir allerdings gar nicht. In einem solchen Kasten zu schlafen, war für mich unmöglich. Glücklicherweise hatten in diesem Strohlager die Wanzen gewütet.

Wir beklagten uns bei Herrn Bollin, und wir bekamen innerhalb drei Tagen acht nagelneue Luftschutzbetten, die man übereinander stapeln konnte. So wurden 2 x 3 Betten aufeinander gestellt und 1 x 2 Betten. Wir holten zu Hause unsere Matratzen, Leintücher und Decken. So schliefen wir wie zu Hause. Unser Hausherr Fritz Bollin war Kommandant der gesamten Feuerwehr in Müllheim. Oftmals sagte er: „... und das etwas präziser“. Vom dritten Tage an war er für uns der „Präziser“.

Die Kühe aus dem Elsass

Kaum waren wir im Bollin-Keller einquartiert, erhielten wir einen fürchterlichen Befehl für einen Einsatz, der mit unserer Feuerwehr gar nichts zu tun hatte. Es mussten Kühe, die im Elsass von der deutschen Wehrmacht beschlagnahmt wurden, über die Rheinbrücke nach Auggen in den Bahnhof zur Verladung getrieben werden. Wir dachten, na dass kann ja recht werden.

Drei Mann mussten von unserer Bereitschaft abkommandiert werden. Natürlich war ich auch dabei. Am andern Tag um 8 Uhr ging es los. Es waren hauptsächlich Volksturm-Kameraden meines Jahrgangs und einige ältere Herren dabei. Wir wurden von einem Leutnant der Wehrmacht und einem Feldwebel sowie einem Unteroffizier geführt. Alles ging natürlich zu Fuß. Als wir den Bahnhof Müllheim erreichten, fingen wir schon an zu zittern. Der Bahnhof Müllheim war fast täglich unter Beschuss. Bis jetzt aber war alles ruhig. An der Landstraße nach Neuenburg waren etwa alle 50 Meter Schutzlöcher für einen Mann ausgehoben worden. Zum Glück auf beiden Straßenseiten. Aus lauter Angst haben wir nach dem ersten Graben schon nach dem Zweiten gesucht. Es war für uns Buben fürchterlich aufregend.

Nach einer guten Stunde waren wir in Neuenburg angekommen. Die Stadt war nur noch ein Schutthaufen. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Nun marschierten wir beim Kronenrain zum Rhein hinunter. Etwa 20 Meter entfernt stand ein großer Bunker. Kaum waren wir am Rhein angekommen, begann die feindliche Artillerie mit dem täglichen Beschuss. Ein Glück für uns, denn wir durften in den nahe liegenden Bunker in Deckung gehen. Etwa 20 Minuten waren wir im Bunker, und es kehrte wieder Ruhe ein. Die Soldaten nahmen diesen Beschuss gelassen hin und sagten, es sei nur Störfeuer. Anschließend liefen wir in Richtung Eisenbahnbrücke, denn die Pontonbrücke war bereits entfernt worden.

Die Eisenbahnbrücke war mit großen und dicken Brettern ausgelegt, so dass man bequem darüber laufen konnte. Auf der anderen Rheinseite, in Chalampé, sah es trostlos aus. Die Häuser waren alle leer, nur ein armseliger Hund bellte. Wir mussten über eine Stunde warten, bis endlich die elsässischen Bauern ihre Kühe brachten. Sie wurden alle in einem größeren Grasgarten gesammelt. Das war vielleicht ein Theater. Viele Kühe waren stierig und gingen aufeinander los. Nach einer halben Stunde waren alle Kühe eingetroffen. Ich schaute in die Gesichter der Bauern - sie taten mir alle sehr leid.

Nun trieben wir die Kühe über die Rheinbrücke, und einige liefen in der Panik zum Rheinufer hinunter, diese waren für uns verloren. Wir jagten dann die Kühe weiter durch die Ruinen Neuenburgs zum Auggener-Weg, dann vorbei an der Firma Richtberg in Richtung Auggen. Nun geschah das Schlimmste, was wir immer befürchtet hatten. Der starke Nebel, der unser Schutz war, verzog sich, und über uns war ein stahlblauer Himmel. Nun kann es also recht werden. Nach kaum 20 Minuten kamen die ersten Jagdbomber. Sie rasten im Tiefflug über uns hinweg und flogen davon. Wir konnten das fast nicht glauben. Die Kuhherde von etwa 80 Kühen rannte in alle Richtungen auseinander. Der Leutnant befahl alle Kühe wieder einzusammeln. Das war vielleicht ein Geschäft.

Es dauerte wieder eine halbe Stunde, bis wir die Viecher in eine Kolonne brachten. Nun ging's los!! Die feindliche Artillerie schoss etwa 15 Granaten leichten Kalibers in unsere Richtung. Wieder rannten uns die Kühe davon, es war einfach zum Verzweifeln. Die Granaten schlugen etwa 200 Meter entfernt bei unserer Kolonne ein. Wenn eine Granate links einschlug, rannten wir nach rechts oder umgekehrt. Alles was wir in der Hitlerjugend gelernt hatten, war vergessen.

Endlich kamen wir am Bahnhof Auggen an, und wir begannen mit der Verladung der Tiere in die Viehwagen. Nun ging die Schießerei wieder los. Die Einschläge der Granaten gingen westlich vom Bahnhof nieder. Die Offiziere hatte das gar nicht interessiert, aber wir Buben hatten fast die Hosen voll. Mein Schulkamerad Werner Raupp, der beim Volkssturm war, rannte mir hinterher, und wir nahmen Deckung unter der Betonrampe vom Güterbahnhof Auggen. Wir zitterten wie Espenlaub, und ich sagte zu Werner: "Wenn eine Granate auf der Ostseite des Bahnhofes einschlägt, sind wir erledigt." Wir Buben schauten uns fassungslos an.

Als der Beschuss aufhörte, war die Verladung der noch übrig gebliebenen Kühe fast zu Ende. Werner Raupp und ich wollten einfach nach Hause. Als wir den Ort Auggen erreichten, waren schon andere Kameraden dort und sagten uns, dass man im Gasthaus „zur Krone“ kostenlos essen kann. Die Wirtschaft war gerammelt voll. Trotzdem bekamen wir zwei Teller warme Suppe, die ganz gut schmeckte. Wenn man Hunger hat, schmeckt alles gut.

Plötzlich hörten wir hochfliegende Bomberflugzeuge. Danach folgten schwere Erschütterungen durch Explosionen. Die Erde bebte. Die vermuteten, dass die Rheinbrücke bei Neuenburg bombardiert wurde. Was wäre wohl mit uns geschehen, wenn sich der Angriff zeitgleich mit unserem Viehtrieb über den Rhein ereignet hätte?

Werner Raupp und ich traten den Heimweg an. Wir liefen über den Auggener Buckel in Richtung Heimat. Auf der Höhe der heutigen Rossberghütte stand ein großer Bunker. Vier Soldaten standen davor und sprachen uns an: „Wo kommen denn die müden Krieger her?“ Wir erzählten ihnen von unserem Erlebnis. „Soso, ihr wart also die Kerle, die da unten in der Rheinebene herumrannten statt in Deckung zu gehen. Wir haben euch mit dem Fernglas zugeschaut, wie ihr von einem Ecken zum anderen herum gerannt seid.“ Plötzlich krachte es in der Nähe des Bunkers, und die Soldaten packten uns und zogen uns in den Bunker. Es war ein kurzer Schreck und wir liefen nach Hause.

Als ich im Bollinkeller ankam, war die Freude groß, und ich musste natürlich dem „Präziser“ und den Kameraden alles erzählen. Wer die anderen zwei Kameraden waren, kann ich heute nicht mehr sagen.

Im Bollinkeller

Nun begann im Bollinkeller das allgemeine Luftschutzkellerleben. Unsere Luftschutzbetten standen direkt vor dem Lederlager. Vor den Betten war der Durchgang, und dann war gleich an der Wand

entlang ein größeres Weinlager mit vier Fässern. Das erste große Fass hatte ein Inhalt von etwa 420 Liter mit einem guten Hauswein. Der Hauswein war vor allem für die Familie Bollin sowie für die Arbeiter in der Schuhmacherwerkstatt bestimmt. Jeden Tag kam die Tochter Thea Bollin in den Keller und holte einen Krug Wein. Oft saßen wir in der Werkstatt und schauten den Arbeitern beim Schuhreparieren zu. Wir durften allerdings nur zu zweit in die Werkstatt gehen. In der Werkstatt arbeiteten der Schuhmachermeister Ludwig Bollin, zwei polnische Gefangene und der Lehrling Erwin van Linn aus Buggingen: Erwin war auch Jahrgang 1929, wurde aber vom Kriegsdienst genauso wie Ludwig Bollin befreit. Dieser Erwin war ein köstlicher Knabe.

Immer wenn das Telefon läutete, rief er „Meister, chumm ans Dällifon“. Immer wieder gab es in nächster Nähe Granateinschläge, die Häuser und Straßen beschädigten. Eine genaue Aufzeichnung gibt es in meinen Stadtgeschichtlichen Archiv, die von Polizeimeister Gür niedergeschrieben wurde. So verging Tag für Tag, und oftmals mussten wir in den Luftschutzkeller flüchten, aber dann war auch gleich der Spuk vorbei.

Eines Tages kam mein Schulkamerad Karl-Heinz Öttlin aus der Goethestraße in den Bollin-Keller und erzählte uns ganz aufgeregt, dass eine Phosphorgranate durch das Kellerfenster eingeschlagen war. 30 Leute waren im Keller eingesperrt, denn der weiße und beißende Phosphorrauch versperrte ihnen den Ausgang. Es gab eine schreckliche Panik unter diesen Menschen, aber schließlich konnten sie noch rechtzeitig den Ausgang finden. Als wir im Keller des Hauses eintrafen, war der Stress vorbei, aber die ganzen Kellerabteilungen aus Holz glühten. Einige Männer des Hauses hatten mit bloßen Händen das brennende Holzgitter aus dem Haus getragen. So etwas habe ich noch nie gesehen. Es glühte alles grasgrün und stank nach Phosphor. Eine äußerst gefährliche und giftige Angelegenheit. Die Kleider dieser Männer brannten ebenfalls. Im Schulgebäude nebenan war die Deutsche Wehrmacht untergebracht. Die Soldaten gaben uns Chlorkalk und damit konnten wir den Phosphor einigermaßen löschen. Das war unser erster Einsatz in diesen vergangenen Wochen.

Unser Löschfahrzeug hatten wir sicherheitshalber beim Gasthaus zum Bad untergestellt. Das knallrote Fahrzeug wäre nämlich ein gutes Ziel für die Jagdbomber gewesen. Auch die Unterstellung des Fahrzeuges in der Feuerwehrgarage mitten in der Stadt, wäre zu riskant gewesen.

Im Laufe des Winters bekam unser „Präziser“ einige Ster Holz. Wir durften im Hof direkt neben dem Kellereingang Holz spalten. Nach einigen Tagen waren wir perfekte Holzspalter. Diese Arbeit machte mir viel Spaß. Nach dem Kriege kam mir die Sache sehr zu Gute.

Weihnachten 1944

Vom 17. Dezember 1944 an hatte die Stadt keinen Beschuss. Vor allem Weihnachten und Silvester waren sehr ruhig gewesen. Am Heiligabend war ich zu Hause bei meiner Mutter und Onkel Hans. Mein Vater blieb auch über Weihnachten in Oberweiler evakuiert, da er immer noch sehr krank war.

Ich spielte auf dem Pianoakkordeon Weihnachtslieder. Wir saßen im Wohnzimmer wie jedes Jahr, und es herrschte eine traurige Stimmung.

Anschließend war ich wieder im Bollin-Keller, auch dort hatten wir eine bescheidene Weihnachtsfeier mit den Nachbarn abgehalten. Eine Gruppenaufnahme zu machen, war für mich eine Selbstverständlichkeit. Ich brachte meine große Plattenkamera 10/15 Zentimeter mit und vollbrachte das Werk mit Blitzlichtpulver. Das gleiche geschah auch an Silvester.

Thea Bollin war für uns das liebste und beste Stück im Hause Bollin. Unser „Präziser“ lud uns zu einem Silvesteressen ein. Die liebe Thea kochte einen sehr guten Hasenpfeffer mit einem gut durchgeschlagenen Kartoffelstock. Es war eine große Gesellschaft. Neun Feuerwehrebuben, Ludwig, Thea und Ella sowie der Gastgeber „Präziser“. Es gab für jeden Teilnehmer genug zu essen und zu trinken. Draußen schneite es wie verrückt, und wir hatten am Neujahrsmorgen etwa 20 Zentimeter Neuschnee. Der Schnee blieb uns einige Tage erhalten. Die Ostflüchtlinge können von diesem strengen Winter ein Lied singen

Jabos (Jagdbomber)

Bis zum 27. Februar 1945 hatte Müllheim keinen Beschuss. Erst am 1. März 1945 wurde die Unterstadt beschossen, wobei das Haus von Eugen Sehringer stark beschädigt wurde. Brände gab es aber keine. Über den ganzen Februar hinweg gab es fast täglich Jagdbomberangriffe auf Ziele außerhalb von Müllheim. Der Bahnhof wurde bombardiert und nicht getroffen.

Am Samstag, den 10. März 1945 ging es für uns Feuerwehrebuben erst so richtig los. Jagdbomber griffen um 9:15 Uhr die Wilhelmstraße mit zwei Bomben, beide 250 Kilogramm schwer, an. Es wurden der „Ochsen“, der „Markgräflerhof“ sowie das Hotel „Schwanen“ getroffen und vollständig zerstört. Die Wilhelmstraße war beim Landratsamt vollständig zugeschüttet. Große Steine flogen bis vor die Türe der Martinskirche. Einheiten der Wehrmacht sowie die „Technische Nothilfe“ räumten bis zum Abend die Straße frei.

Als ich gegen 18 Uhr vor dem Landratsamt stand, wurde Fliegeralarm gegeben. Ich rannte gleich in den Keller des Landratsamtes, und auf halbem Weg krachte es fürchterlich in allernächster Nähe. Durch den Luftdruck flog ich fast die Kellertreppe hinunter. Das Gebäude der Gewerbeschule wurde vollständig zerstört. Im Hochparterre war die Kreisleitung untergebracht. In diesem Gebäude fanden sechs Menschen den Tod. Frau Martha Singer wurde bei diesem Angriff verwundet.

Das ganze Gebäude war ein einziger Schutthaufen, der lichterloh brannte. Nur der Eckpfeiler Werder/Lindenstraße stand noch und musste wegen Einsturzgefahr schnellstens abgetragen werden. Wieder waren Soldaten der Wehrmacht und Männer der technischen Nothilfe bei den Räumungsarbeiten. Die Steine flogen bis zur Winterschule auf dem Schillerplatz. Die Werder- und Lindenstraße war blockiert. Wir stellten das Löschfahrzeug in die Mühlenstraße bei der Fußgängerbrücke zum Eichgässle. Das Wasser holten wir aus dem Klemmbach, wobei die Leitung durch das

Eichgässle gelegt wurde. Die vom Fahrzeug mitgeführte Pumpe TS 4 wurde ebenfalls in der Lindenstraße aufgestellt, und das Wasser bekamen wir von den Hydranten der Haupt- und Lindenstraße. Wir hatten bei unserer Feuerwehr einen hervorragenden Maschinisten, Herrn Karl Heitz. Viele ältere Feuerwehrleute, die vom Kriegsdienst freigestellt waren, halfen mit.

Nun bestand eine große Gefahr. Unter dem Schutt der Kreisleitung im Keller befanden sich größere Mengen Panzerfäuste, Handgranaten sowie viel Infanteriemunition. Wäre diese Munition durch Überhitzung explodiert, hätte es eine große Katastrophe gegeben.

Die Löscharbeiten dauerten bis in den frühen Morgen. An den folgenden Tagen flammte der Schutt immer wieder auf, und es mussten kleinere Löscheinsätze durchgeführt werden. Genauso beim „Markgräflerhof“ und „Ochsen“. Immer wieder flogen feindliche Jagdbomber Angriffe auf die Bahnlinie und auf die Teschener Kaserne. Der Schaden war unbedeutend. Genauere Angaben findet man in den Aufzeichnungen von Polizeimeister Gür. Bei einem Bombenangriff wurde das Hinterhaus der Flora-Drogerie Alexander Früh stark beschädigt. Ein Benzinbehälter im Hof war verschüttet und konnte aber freigelegt werden.

An einem ruhigen Tag ordnete unser „Präziser“ an, dass das große Weinfass geleert werden musste. Auch die Weinhefe sollte vom Wein vorsichtig getrennt werden. Viele Weinflaschen standen für die Weinabfüllung bereit. Als wir das Fass öffneten, gab es da nicht mehr viel abzufüllen. Nur die Weinhefe und eine Weinschicht von etwa 20 Zentimeter waren noch übrig. Nicht nur die Arbeiter in der Schuhmacherwerkstatt hatten Wein getrunken, sondern wir neun Feuerwehrbuben haben uns täglich bedient. Es gab ein heilloses Donnerwetter, aber unser „Präziser“ hatte für uns Buben großes Verständnis - er war wie ein Vater zu uns.

Das Gewitter war bald vorbei. Wir hatten dann den Wein von der Hefe getrennt und in Flaschen abgefüllt. Nun musste das Fass gereinigt werden. Natürlich musste der Werner in das Fass steigen und mit der Bürste das ganze Fass reinigen. Nachdem das Fass innen einigermaßen trocken war, musste es mit Schwefelschnitten eingebrannt werden, damit die Innenwände des Fasses keinen Schimmel ansetzen konnten.

Aufregende Nachtwache

In der Karwoche 1945 war es in Müllheim ziemlich ruhig. Am Gründonnerstag, den 29. März erzählte uns Finni Früh, die älteste Tochter der Familie, dass sie nachts Schritte und Geräusche im Hof gehört habe. Vermutlich waren da Leute, die das Benzin, das in einem Fass im Hof gelagert war, stehlen wollten. Unser „Präziser“ stellte für die kommende Nacht zum Karfreitag eine Wachmannschaft auf. Jeweils zwei Mann für zwei Stunden mussten Wache schieben. Die meisten Buben hatten eine Waffe dabei. Wolfgang Skutlartz hatte eine tschechische Pistole Kaliber 7,63 Millimeter, Otto Kahl hatte ein italienisches Badoglio-Gewehr, Rudolf Halling ein Kleinkalibergewehr 6 Millimeter.

Die erste Wache begann um 22 Uhr bis 24 Uhr. Ich hatte Dienst von 2 Uhr bis 4 Uhr morgens mit Rudolf Halling. Die Nacht war so dunkel, dass man kaum die Hand vor dem Gesicht sehen konnte. Wir hatten eine starke Taschenlampe dabei. Immer wieder stellten wir uns in die Nische der Ladentüre der Firma Egel, weil wir Angst hatten, es könnte wieder geschossen werden - so hatten wir etwas Splitterschutz.

Plötzlich hörten wir Schritte. Wir ließen die Männer auf uns zukommen. Eine schreckliche Angst überfiel uns. Als die Männer etwa zwei Meter vor uns standen, schaltete ich die Taschenlampe ein und blendete sie im Gesicht. Es waren zwei Männer in Volkssturmuniformen. Gleichzeitig brüllten wir wie verrückt „Hände hoch oder es knallt.“ Den beiden Männern fiel das Herz fast in die Hosen - uns aber auch. Sie hatten einen Benzinkanister und einen roten Weinschlauch in den Händen. Als wir uns die beiden Kerle näher anschauten, stellten wir fest, dass es ein guter Freund von mir aus der Hebelstraße war und ein netter Herr aus Badenweiler.

Wir hatten uns sofort geeinigt, dass sie schnellstens verschwinden sollten. Wir konnten ihnen versprechen, dass es keine Anzeige geben würde. Rudolf Halling und ich kehrten gegen 4 Uhr morgens im Bollinkeller zurück und triumphierten über den großen Erfolg. Unser „Präziser“ kannte natürlich den Herrn aus Badenweiler sehr gut, und er rief ihn gegen Mittag in Badenweiler an. So ging die Affäre friedlich zu Ende.

Einberufung

Am Ostersonntag, den 1. April 1945 war für mich der Dienst bei der Feuerwehr-HJ abgeschlossen. Wir Feuerwehrleute erhielten den Befehl, dass alle Hitler-Jungen des Jahrgangs 1929 geschlossen in Sulzburg am Ostermontag antreten sollten. Der Treffpunkt war im Gasthaus „Zum Hirschen“ um 12 Uhr.

Ab Ostermontag wurden dann die Kameraden des Jahrgangs 1930 zum Feuerwehrdienst herangezogen. Diese Kameraden blieben bis zum Einzug der Franzosen am 22. April 1945. Kurze Zeit danach wurde in Müllheim die gesamte Feuerwehr durch die Franzosen aufgelöst.

Wir in Sulzburg wurden sofort mit einer Wehrmachtsuniform ausgestattet und am Infanteriegewehr ausgebildet. Als wir selbst in der Lage waren, ein Gewehrschloss zu zerlegen und wieder zusammenzumontieren, begann für uns die tägliche Waffenreinigung. Am dritten Tag marschierten wir durch ganz Sulzburg und ein großes Waldstück. Dort wurde ein Angriff geübt, und wir veranstalteten eine wilde Schießerei - natürlich mit Platzpatronen. Nach diesem Affentheater marschierten wir wieder in die heimliche Hütte. Wir waren anschließend fix und fertig. Ich konnte schon nach einigen hundert Metern das Gewehr kaum noch auf den Schultern tragen, es wog immerhin etwa sechs Kilo. Dann fand wieder das große Waffenreinigen statt. Dieses ganze Getue hing mir schon nach drei bis vier Tagen zum Halse heraus.

Nach etwa zehn Tagen wurden wir von diesem sog. Wehrrüchtigungslager entlassen. Als wir vor der Entlassung das letzte Frühstück bekamen, wurde uns folgendes eröffnet: Wir müssen eine bedeutende Unterschrift leisten. Der gesamte Jahrgang 1929 meldet sich freiwillig zur Waffen-SS. Da gab es unter uns böse Gesichter. Ein Kamerad aus einer Landgemeinde sagte zu einem SS-Offizier, er möchte lieber zum Vater in den Bunker am Rhein. Die SS packte den Jungen und schlugen in blutig. Der Leser meines Berichtes wird sicher verstehen, dass wir ganz schnell unterschrieben hatten. Dann zottelten wir nach Hause.

Etwa am 14. April 1945 lag der Stellungsbefehl bei mir auf dem Tisch. Meine Mutter war darüber total entsetzt, aber was wollten wir machen? Soweit ich mich noch erinnern kann, mussten wir am 16. April 1945 im Wehrmachtlager in Bernau im Schwarzwald antreten. In unserer Familie herrschte große Aufregung. Da kam noch Frau Marie Kirner zu meiner Mutter und jammerte ihr vor: „Jetzt muss noch mein armer und zärtlicher Willi in den Krieg. Ida, meinst Du vielleicht, der Werner könnte sich um den Willi etwas kümmern, er ist doch noch ein halbes Kind“ „Ja,“ meinte meine Mutter „auch unser Werner ist mit seinen fünfzehn Jahren noch ein halbes Kind. Ich werde es ihm auf alle Fälle sagen.“

Am Vorabend meiner Abreise bekam ich einen roten und heißen Kopf mit Halsschmerzen. Ich hatte fast 39° Fieber. War das die Aufregung, oder eine glückliche Fügung? Meine Mutter zögerte nicht lange und rief den Hausarzt Dr. Zilkens an, der ein gemütlicher „Kölsche Jung“ war. Er kam sofort, und ich erzählte ihm von meinen Problemen. Ich berichtete ihm auch, dass sich der gesamte Jahrgang 1929 zum Geburtstag Adolf Hitlers freiwillig gemeldet hat. Er lachte darüber und sagte ganz trocken: „Wer weiß, ob der Führer seinen Geburtstag noch erleben wird.“ Diese Worte konnte er auch nur in unserer Familie sagen. Ich blieb also daheim und hatte mich kaum in der Öffentlichkeit sehen lassen.

Wanderung

Adolf Wagener war der zweite Lehrling bei meinem Vater. Er wohnte mit seiner Mutter seit einigen Monaten im Gasthaus „Zur Sonne“ in Schweighof, da Müllheim unter ständigem Beschuss lag. Er kam täglich zur Arbeit in unser Geschäft. Kurz bevor die Franzosen kamen, war in unserem Geschäft nichts mehr los. Am 20. April sagte Adolf Wagener zu mir, wir könnten doch eine schöne Wanderung über den Schnelling zur Sirnitz machen. Ich willigte sofort ein und lief sofort nach Schweighof.

Auf der Wanderung zur Sirnitz holte er plötzlich eine dreiteilige Pistole aus seinen Hosentaschen. Er setzte sie mühelos zusammen, und das Ergebnis war eine „Pistole 38“ Kaliber 9 mm. Diese Waffe war der „Pistole 08“ Kaliber 9mm baugleich, jedoch in drei Teile zerlegbar. Wir ballerten auf dem „Schnelling“ in die großen Felsen. Als wir auf der Sirnitz im „Gasthaus Auerhahn“ ankamen, trafen wir dort seine Tante Frau Bussmann. An einem großen Tisch saß ein Soldat, der ein großes Funkgerät bediente. Hier kamen alle Meldungen an, die er schriftlich aufzeichnete. Er sagte uns, daß die Franzosen schon in nächster Nähe sind. Wir traten bald unseren Heimweg an. In Schweighof waren viele SS-Soldaten und Volkssturm anzutreffen. Ich lief etwa zwischen Oberweiler und Niederweiler, da

überholte mich ein Radfahrer, es war mein Schulkamerad Heinz Öttlin. Ich durfte mich auf die Längsstange seines Rades setzen, und er beförderte mich bis nach Müllheim. Er erzählte mir, dass eine ganze Einheit SS und Volkssturm sich in die Berge zum Kreuzweg zurückzieht, um dort eine Verteidigung aufzubauen.

Die Franzosen sind da

Am Sonntag, den 22. April 1945 besuchte ich am Vormittag meinen Vater in Oberweiler, der mit vielen älteren und kranken Bürger von Müllheim dorthin evakuiert wurde. Um die Mittagszeit lief ich wieder nach Hause, und da begegneten mir viele hundert Leute zwischen Müllheim und Niederweiler. Sie erzählten mir, daß die Franzosen schon vor der Stadt an der Reichsstraße 3 stehen. Ich lief mit schnellen Schritten zu meiner Mutter und Großmutter nach Hause. In aller Ruhe fütterte ich die Vögel meines kranken Vaters.

Frau Hanni Dold, eine Mitbewohnerin im Hause Schütz, kam gerade zurück und erzählte mir ganz aufgeregt, dass die Franzosen in der oberen Hauptstrasse angekommen sind. Meine Mutter schickte mich noch schnell in die Käserei Franz Wagner. In diesem Geschäft gab es noch Käse ohne Marken. Ich kaufte einen großen Laib Käse mit roter Rinde. Gleich danach ging ich nochmals auf die Straße und schaute nach den Franzosen. Da kam ein freundlicher elsässischer Franzose auf mich zu und fragte mich, wo man einen Lastwagen bekommen könnte. Ich schüttelte meinen Kopf und sagte, dass ich da niemand kennen würde.

Meine Mutter kam ebenfalls auf die Straße mit einem Korb in der Hand, in dem sie einige Lebensmittel hatte. Sie sagte mir: „Komm wir gehen noch schnell in unser Haus in der Hebelstraße 21 und bringen unserer Hausbewohnerin für die Übergangszeit etwas zu essen.“ Als wir bei unserem Haus ankamen, da sahen wir, dass ein deutscher Offizier an der Kreuzung Hebelstraße und Röteweg stand. Meine Mutter sagte zu ihm mit lautem Ton: „Machen Sie, dass Sie weiter kommen, da vorne an der Ecke stehen ja schon die Franzosen.“ Der Offizier hatte es aber nicht eilig und blieb stehen. Meine Mutter und ich liefen daraufhin nach Hause.

Auf halbem Weg kam uns ein französischer Soldat entgegen, ein großer Kerl von nahezu zwei Metern. Er trug in seiner Hand eine große Pistole von etwa 12 mm Kaliber. Er schrie: „Halt, halt stehen bleiben“, aber der Offizier rannte den Röteweg hoch. Da schoss der Franzose in etwa drei Meter Entfernung von uns in die Luft. Der Knall war so laut und dröhnte in der schmalen Hebelstraße, als würde er mit einer kleinen Kanone schießen. Wir liefen schnellstens nach Hause. Inzwischen ist es 18 Uhr geworden, und es wurde folgendes bekannt gegeben: „Alle Radio-Geräte und Fotoapparate müssen sofort abgegeben werden, andernfalls droht die Todesstrafe.“

Meine Mutter und ich gingen zusammen zum Rathaus und gaben dort unser Volksempfänger-Radio ab. Da im Rathaus keine Liste geführt wurde, machten wir uns wegen den Kameras keine Sorgen und behielten sie. Im Rathaussaal stand ein großer Elsässer, er trug einen breiten Ledergurt um den

Bauch. Meine Mutter sagte ihm, dass wir zu Hause im Atelier eine große ältere Atelier-Kamera hätten, die wir aber nicht tragen könnten. Der Elsässer sagte uns: „Behalten Sie die Kamera, und sagen Sie niemanden etwas davon.“ Da wir sowieso unsere Kameras und Schmucksachen im Keller unter den Kohlen vergaben hatten, machten wir uns keine Sorgen. Die Stadt wurde kampflös übergeben.

Wir glaubten an eine ruhige Nacht. Das war ein Irrtum. In der Zeit von 4 bis 5 Uhr morgens schoss die deutsche Artillerie, die bei Feldberg in Stellung ging, nach dem französisch besetzten Müllheim. Es wurden viele Häuser zerstört, und im Hause Glasstetter kamen zwei Frauen ums Leben. Zum guten Glück sind keine Franzosen ums Leben gekommen. Trotzdem bekamen die Soldaten dafür drei Tage Plünderungsfreiheit. Bei uns ging es zu wie in einem Taubenschlag. Laufend kamen Soldaten und fragten nach Kameras. Nach zwei Tagen waren wir mit den Nerven fertig. Endlich kamen wir auf die Idee, dass wir das Reklameschild mit der Aufschrift „Fotohaus Glaubrecht“ abhängen sollten. Von dieser Minute an war Ruhe eingekehrt. Wir hatten uns große Vorwürfe gemacht, dass wir das Schild nicht gleich entfernten. Es war eben die Aufregung.

Plötzlich stand ein netter Offizier vor unserer Küchentür. Er wollte gerne die Wohnung sehen. Wir führten ihn in das Wohnzimmer, und er lief direkt auf unser Buffet zu. Er schaute hinein und fand einen hellblauen Saffian-Lederbeutel, in dem Nagelschere und Feile waren. Er nahm den Beutel in die Hand und sagte zu meiner Mutter ganz freundlich: "Souvenir Madame?" Meine Mutter sagte ganz schnell „Ja“, und der Franzose verschwand. „Wenn das alles ist,“ sagte meine Mutter,“ dann sind wir gut davongekommen.“

Nach mehreren Tagen der Ruhe standen wieder zwei Franzosen vor der Wohnzimmertüre und wollten fotografiert werden. Ich erklärte ihnen, dass man ohne Strom keine Aufnahmen und Bilder machen kann. Die Franzosen sagten dann zu mir: „Wenn du nix machen Foto, dann alles kaputt.“ Ich nahm die zwei Kerle in das Atelier, machte die Fensterläden auf, stellte sie vor die Kamera und tat so, als würde ich sie fotografieren. Ich hatte kein Objektiv und keine Platte in der Kamera. Sie sagten mir, dass sie morgen um 17 Uhr wieder hier sein würden.

Ich erzählte die Geschichte meiner Mutter, und sie hatte einen guten Rat wie immer: „Gehe in den Keller und hole eine Flasche Wein und bringe sie Herrn Rommel“. Herr Rommel wohnte mit seiner Tochter gegenüber im Hause Graf, und der sprach fließend französisch. Er freute sich sehr über den Wein und versprach mir am nächsten Tag um 17 Uhr zu uns zu kommen. Er kam recht früh und setzte sich auf unser Sofa. Pünktlich um 17 Uhr kamen die beiden Kerle und wollten die Bilder holen. Herr Rommel erklärte ihnen alles genau, und sobald wir wieder Strom haben, dürften sie wieder kommen. So ging alles gut, und wir hatten wieder unsere Ruhe.

Endlich Frieden

Nach dem 8.Mai 1945 hatten wir wieder Strom. Der Atelierbetrieb lief auf Hochtouren und wir fotografierten die Franzosen und Marokkaner am laufenden Band. Sie bezahlten immer sehr großzügig, und

es gab keinen Ärger. Ein Marokkaner kam zum sechsten Mal, da sagte meine Mutter: „Jetzt ist aber Schluss, Jakob! Du hast genug Bilder“. Da entgegnete Jakob: „Du Mama. Maul halten!“ Wir lachten darüber und fotografierten ihn.

An einem anderen Tag kam ein vornehmer Offizier mit einem hellblauen Turban. Er erzählte uns, dass seine Eltern in Kairo ein Hotel haben. Er holte ein schneeweißes Tuch aus seiner Tasche und legte es vorsichtig auf den Tisch. In dem Tuch befand sich 250 Gramm Bohnenkaffee. Es gibt eben auch überall in der Welt gute Menschen. Unser großes Materiallager ging aber so langsam zu Ende.

Am 10. Juli 1945 kam mein Bruder Erich gesund und unversehrt aus der Kriegsgefangenschaft nach Hause. Er hatte in Heidelberg einige Müllheimer Bürger getroffen, die ihm erzählten, dass wir den ganzen Tag Franzosen und Marokkaner fotografieren. Er war ganz glücklich, dass bei uns alles in Ordnung war. Nach seiner Rückkehr sagte er: „Wir dürfen nicht das ganze Material verbrauchen.“ Wir bauten die Kamera ab in mehrere Teile und sagten den Franzosen: „Maschine kaputt, Reparatur in Freiburg.“ Aber die deutsche Kundschaft fotografierte wir heimlich weiter.

Eines Tages kamen sechs Polen in unser Geschäft. „Wenn Sie uns nicht fotografieren, dann schlagen wir Ihnen alles kurz und klein.“ Ich rannte an das große Erkerfenster und rief nach dem französischen Militärpolizisten - es war ein Elsässer. Er kam mit seiner Maschinenpistole sofort hoch, und die Polen machten fast in die Hosen. Vor den Franzosen hatten sie großen Respekt. Danach hatten wir Ruhe für alle Zeiten.

Das Leben in Müllheim normalisierte sich und die Ausgangsperre wurde von 17 Uhr auf 21 Uhr verschoben. Gegen Ende 1945 wurde die Ausgangsperre ganz aufgehoben.

Werner Glaubrecht

